„Lauter!“ rief der Kassierer.

„Wau-wau!“ schrie der Bettler.

Fast gleichzeitig mit diesem Gebell warf der Kassierer eine Orange hinab. Der Bettler fing sie springend auf, und der Kassierer lachte. — — —

Eine Woche nach diesem Vorfall ging Yasukichi zur Kasse, um sich sein Geld auszahlen zu lassen. Eifrig war der Kassierer mit seinen Büchern beschäftigt, er prüfte Zahlungen und Papiere, trug hier eine Summe ein, und verbuchte dort eine Ziffer in einem Heft. Ohne aufzusehen, fragte er Yasukichi: „Sie wollen Ihr Gehalt haben?“

„Ja“, antwortete Yasukichi mit lauter Stimme.

„Lauter!“ rief der Kassierer.

„Wau-wau!“ schrie der Bettler.

Fast gleichzeitig mit diesem Gebell warf der Kassierer eine Orange hinab. Der Bettler fing sie springend auf, und der Kassierer lachte. — — —

Eine Woche nach diesem Vorfall ging Yasukichi zur Kasse, um sich sein Geld auszahlen zu lassen. Eifrig war der Kassierer mit seinen Büchern beschäftigt, er prüfte Zahlungen und Papiere, trug hier eine Summe ein, und verbuchte dort eine Ziffer in einem Heft. Ohne aufzusehen, fragte er Yasukichi: „Sie wollen Ihr Gehalt haben?“

„Ja“, antwortete Yasukichi mit lauter Stimme.

Der Beamte schien wirklich sehr beschäftigt. Er drehte dem Lehrer den Rücken zu, schrieb ganze Seiten voll, und — achtete überhaupt nicht auf Yasukichi. Jetzt begann er sogar auf dem Rechenbrett zu addieren.

„Herr Kassierer!“ rief Yasukichi nach langem Warten ungeduldig mit bittender Stimme.

Der Kassierer blickte ihn an. Ueber seine Lippen glitt ein fast unhörbares: „Ja, bald.“

In derselben Sekunde sagte aber auch schon Yasukichi: „Herr Kassierer, lieber Herr Kassierer, ich soll wohl ‚wau-wau‘ sagen? Nicht wahr, Herr Kassierer?“

Und Yasukichi war davon überzeugt, daß seine Stimme so zart wie die eines Engels geklungen hatte.

Spielzeug

Heitere Skizze von Werner Schumann

Der Herr Vater, im Familienkreise Pepi gerufen, huldigt dem Grundsatz einer möglichst frühzeitigen Erziehung und Geschmacksbildung. Er möchte ein erlesenes Produkt von Söhnchen haben. Von Tag zu Tag entdeckt er immer neue Anzeichen einer Intelligenz, die beide, Pepi und Mammi, in einen wahren Strudel von Aengsten, Freudenausbrüchen und Spannungen stürzt. Indessen hält Mammi, die fröhliche und unbekümmerte, wenig von des stolzen Erzeugers pädagogischen Anschauungen.

„Der geht ja doch seinen eigenen Weg“, meint sie lächelnd, „laß ihn nur machen.“

Mark, um den sich seit reichlich einem Jahre der Haushalt dreht wie die Welt um den babylonischen Herrscher, Mark spielt am liebsten mit Wäscheklammern. Aber Pepi meint, daß auch das Spielzeug den Sinn des Kindes anregen und bilden müsse, weshalb man in der Wahl gar nicht vorsichtig und überlegt genug sein könne.

Und also geht Pepi hin und ersteht einen ganzen Arm voll reizender Spielsachen, wohlgestaltete Stofftiere und Zelluloidbaubauchen, unzerreißbare Bilderbücher und kunstvolle Klappern, aus denen es, wenn man sie schüttelt, wie von Glocken tönt.

Sobald Mark die Bescherung erblickt, läßt er sich mit einem dumpfen, Pepi und Mammi begeisternden Plumps auf den Teppich fallen. Und dann beginnt er, mit seinen rosigen, wundervoll täppischen Patschhändchen sich Stück für Stück herauszugreifen, gewissenhaft zu untersuchen und die blanken Aeuglein auf die Suche zu schicken, noch ehe dem gerade in der Faust ächzenden Tier der Hals völlig umgedreht ist.

Pepis Clou ist der braune Teddy mit den Wackelohren. Wie eine Armbrust gespannt ist er auf den Augenblick, da Mark sich dem „Bau-Bau“ nähern und ihn an die zierliche Stupsnase drücken würde. Dieser Augenblick jedoch verzögert sich, denn Mark ist gerade beharrlich dabei, einem wehrlosen Zelluloidhündchen die Pfoten abzubeißen. Pepi brummt selig vor Behagen. „Zähne hat der Junge, Zähne ...“

Aber schon fallen, nachdem das angeknabberte Hündchen mit einem Ruck des Unwillens an die nagelneue Vitrine flog, Marks unermüdliche Hände über die Klapper mit dem schönen Glockengeläute her. Noch ein Mal, ein letztes Mal ertönt der melodische Klang. Denn jetzt brechen die appetitlichen Fingerchen räuberisch in das Innere der Klapper ein. Drähte kommen zum Vorschein und eine freischwebende Metallkugel. „Da — da!“ stammelt Mark verzückt. Wie ein Triumphator hält er die Kugel gepackt. Pepi läßt wehmütig den Kopf hängen, Mammi aber lächelt — überlegen. Doch schon in der nächsten Sekunde springt Pepi entsetzt auf.

„Junge! Mark! Herrje, jetzt schluckt er die Kugel!“

„Was hab' ich gesagt“, holt Mammi strafend aus.

„Hilf lieber jetzt das Kind retten!“ schreit Pepi hochrot im Gesicht und bemüht sich vergeblich, mit seinem großen Zeigefinger in Marks kleinen Rachen vorzustoßen, noch ehe die böse Kugel durch die Speiseröhre in den Magen hinabtrudelt.

Doch Mark hat krampfhaft die Lippen und ersten sieben Schneidezähnchen aufeinandergepreßt, macht ein verschmitztes, sich sichtlich an der komischen Aufregung weidendes Gesicht und rollt, den Schrecken noch zu erhöhen, die kastanienbraunen Augen.

„Spucken! Pfui, Mark! Bä-bä!“ faucht Pepi. Mark läßt sich nicht erweichen. Seine Aeuglein funkeln und rollen. Pepi will soeben die Kiefer gewaltsam auseinanderbiegen, als Mammi ihren Buben schon an beiden Füßen ergriffen hat und ihn kopfunten baumeln läßt. Es gibt einen Knall: die Kugel rollt über den Teppich. „Ah“, seufzt Pepi, von einem Alp befreit

„Eine Wäscheklammer hätte er nicht verschlucken können“, bemerkt die kluge Mammi.

Ergrimmt verläßt Pepi das Zimmer, um sich für das Theater anzukleiden. Als er frisch rasiert und im Glanz des Abendanzuges zurückkehrt, um bescheiden von Mammi das Abendbrot zu erbitten, sieht er staunend, daß von der ganzen Spielsachenherrlichkeit nichts mehr zu finden ist als das linke Ohrläppchen von Teddy und zwei Drähte der greulich demolierten Klapper mit dem Glockengeläute.

„Alles schon weggeräumt?“ erkundigt sich fragend Pepi.

„Mark hat es selbst besorgt, Lieber“, lächelt Mammi und nickt zur Chaiselongue hin, „da schau in die Ecke.“ Pepi schaut, er schaut die vielen schönen und wohlgestalteten Spielsachen, diese tiefdurchdachten Erzeugnisse von Künstlerhand, die sein Bub nacheinander an die Wand gepfeffert hat. Es sieht aus wie ein Friedhof. Pepi brummt wehmütig.

„Aber er hat sich doch wenigstens etwas zum Spielen mit in die Küche genommen?“ fragte sein trauriger Blick.

„Komm“, sagt Mammi, nichts als „komm!“, und nimmt den Herrn Vater an der Hand, um ihn, lächelnd natürlich, an den Ort zu führen, wo Mark in seliger Selbstvergessenheit himmlisch-süßem Spiel obliegt.

Er steht natürlich am Mülleimer und hat beide Arme einschließlich der blütenweißen Strickjacke in den fragwürdigen Inhalt gesenkt. Sodann holt er einen Kohlstrunk heraus, das elende Ueberbleibsel eines violettroten Kopfes, den es gestern zu Mittag gab, er hält den armseligen Strunk wie eine zarte Frühlingsblüte glückselig hoch und stammelt glücklich: „ei—ei.“ Und streichelnd fährt sein rechtes Patschhändchen über den Strunk.

„Erziehung ...“, meint die kluge Mammi und lächelt wieder ein wenig. „Mark bleibt Mark. Gibst Du's auf?“

„Er hat nun mal seinen eigenen Kopf“, brummelt Pepi, der um alles in der Welt seine Niederlage in einen Scheinsieg verwandeln möchte, „und den, siehst Du, den hat er von mir!“

Wie ein König zum Eisenbahnfreund wurde

Aus den Kindertagen der ersten preußischen Eisenbahn.

Zum Jubiläumsjahr der deutschen Eisenbahnen verdient eine Geschichte, der Vergessenheit entrissen zu werden, die sich an die erste Eisenbahn von Berlin nach Potsdam knüpft. König Friedrich Wilhelm III. stand dem Unternehmen nicht freundlich gegenüber und benutzte die Bahn nicht. Als neue Baupläne auftauchten, wurden der damalige Finanzminister von Düesberg und der Minister des Kgl. Hauses, Graf Pückler, dazu ausersehen, den König günstiger zu stimmen. Sie benutzten eine List und unterhielten sich über den Fall so, daß der König ihr Gespräch mitanhören mußte. Es fiel als Rede und Gegenrede:

„Das Volk meint, er führe nicht mit der Eisenbahn aus Furcht vor einem Unglücksfall.“

„Unmöglich! Ein König, der die Schlacht von Kulm kommandierte, kennt keine Furcht!“

Der König hörte das Gespräch, mischte sich jedoch nicht ein. Am anderen Morgen aber fuhr er mit einem Expreßzug von Berlin nach Potsdam und ließ damit erkennen, daß er seinen Widerstand gegen die neue Einrichtung aufgegeben habe.

Warburger Warte

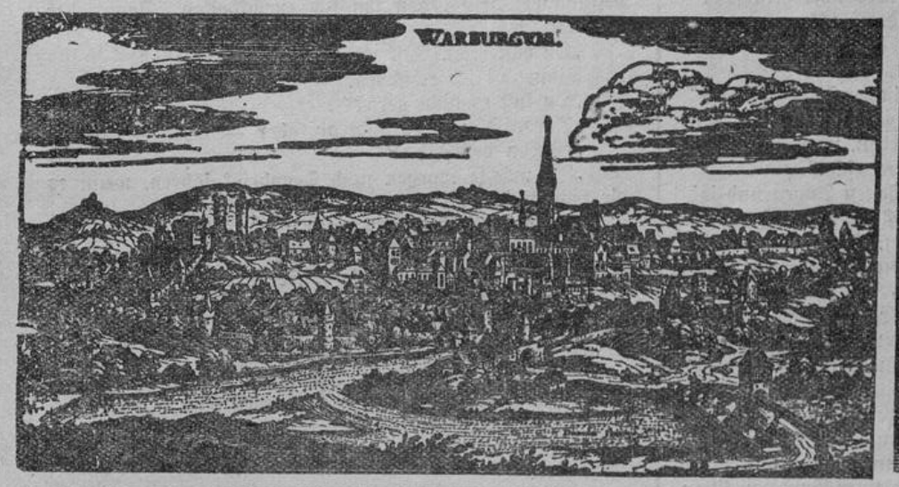
Wöchentlich zweimal erscheinende Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes die sich besonders der Pflege und Sicherung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 97 — 7. Dezember 1935 — 9. Jahrgang



Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Arheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(12. Fortsetzung)

„Ich verbitte mir, ich — werde zum Gericht gehen.“

Aber mit verschlungenen Armen stand Dietrich Untermann vor ihm.

„Dat dau man! Da wirst du schöne Dinge zu hören kriegen!“

Er zuckte die Achseln.

„Nee, dat dau lieber nich, und wenn du vernünftig bist, dann hältste hübsch den Mund. Und — mit den fünftausend, wegen deren du heute hier bist, da will ich dir noch mal helpen, weil du mein Bruder bist und meiner Mutter Kind. Schenken werde ich sie dir nich, aber ein Geschäft können wir machen. Du hast ja woll damals die Moorgerechtsame mit mir zusammen geerbt. Du trittst mir dein Recht an dat Moorland ab, ich gebe dir dat Geld, und du hältst dein Maul und läßt dich hier sobald nich wieder sehn. Und von wegen dem Erbhof — da denk' du man nicht an, der bliewt schon in meiner Familie. Wat der Erbbauer is, der sitzt schon da nebenan in der Stube, und wenn der hört, dat ick dir dat Geld gebe, dann krieg' ich's mit dem zu tun. Denn dat is ein ganz genauer, und mit dem laß du dich man lieber nich ein.“

„Wer — wer ist denn der Erbe?“

Die Magd steckte den Kopf zur Türe herein.

„Der junge Herr Sohn läßt den Bauer bitten. Da sind welche wegen des Arbeitslagers.“

„Der junge Herr Sohn“ war allerdings eine sehr merkwürdige Bezeichnung im Munde einer Bauernmagd, aber für den Benedikt eine Anrede zu finden, war der Josepha wahrhaftig nicht leicht. Einfach Jungbauer? Das wollte nicht von den Lippen. Der Herr? Das war der Bauer. Einfach der Sohn? Ging auch nicht so recht; also kam das ungefüge Wortgebilde zustande.

Wenzel stand erstarrt. Der Sohn? Sogar der Herr Sohn? War der Kapitän etwa doch —? Jedenfalls gab Dietrichs immer noch listig schmunzelndes Gesicht keine Erklärung.

Dietrich Untermann stand auf.

„Nu hab' ich keine Zeit mehr. Also überlege es dir. Wenn du mir das Moorland verkaufst, kriegst du dat Geld. Mit dem Erbhof ist's Essig. Und nu gauden Dag!“

Wenzel erhob sich auch schwerfällig und ging zur Tür. Er versuchte in das Nebenzimmer zu blicken. Da saßen ein paar Stadtherren und — ja, da war noch wer, aber — das konnte der Kapitän doch nicht sein? Dietrich hatte die Tür jetzt geschlossen, und Wenzel ging langsam hinaus.

Er schüttelte den Kopf. Was war das? Hatte der Bruder denn noch einen Sohn, von dem er nichts wußte? Ausgeschlossen! Die seltsamsten Gedanken spielten in seinem Kopf. Etwa ein uneheliches Kind? Aber nein, das hätte die hochmütige Christine nicht geduldet, und — war das überhaupt erbberechtigt? Der Kapitän war es gewiß nicht, der war größer und massiger, und der Ferdinand auch nicht! Daß es der Benedikt war, darauf kam der Wenzel nicht, und so tappte er denn, ganz ohne recht darüber nachzudenken, der Dorfschenke zu.

Der Erbhof, der war also wohl beim Deibel! Im Augenblick war auch das nicht einmal so schlimm. Wer wußte, ob die Herren da oben, die ihre Nasen so gern in das Vorleben steckten, ihn anerkannt hätten? Aber — die fünftausend Mark! Ja, die sollte er haben! Jetzt lachte der Wenzel schon wieder. Was der Dietrich bloß mit der Moorpfütze wollte? Wenn das die großen Pläne des rätselhaften Jungbauern waren! Fünftausend Mark für das Dreckloch! Na also! Dann war der Gang doch nicht vergebens.

So war er schon wieder obenauf, als er in den Dorfkrug kam. Der Wirt, der dem Dietrich weniger grün war als dem Wenzel, weil der ein besserer Kunde war, nickte ihm zu. Um diese Zeit war noch niemand im Kruge.

„Warst wohl beim Erbbauer?“

„Auch das.“

Mit Absicht tat er, als sei das etwas Gleichgültiges.

„Wie macht sich denn der Herr Professor hinterm Pflug?“

Jetzt dämmerte dem Wenzel etwas auf.

„Red' deutsch, wenn ich verstehen soll."

„Herrgott, hast du denn des Bauern rausgeworfenen Studierten etwa nicht gesehen, der sich jetzt auf den Jungbauer ausspielt und der zukünftige Erbbauer sein soll?"

Jetzt packte der Wenzel den Wirt am Rockkragen.

„Das ist der Benedikt?"

„Wer sonst?"

„Der ist nicht in Brasilien, wie es in der Zeitung stand?"

„Nee, niemand weiß, was da eigentlich ist, aber mit rechten Dingen wird's schon nicht zugehen, wenn einer den Bekehrtenrock mit dem Bauernkittel vertauscht."

Jetzt saß der Wenzel mit aufgerissenen Augen und sah vor sich hin. Er hatte sich ja schon völlig in den Gedanken eingelebt, des Bruders Erbe zu werden. Jetzt fühlte er erst wie tief es ihn traf, daß ihm nun das alles entgehen sollte. Wäre der Kaspar Bauer geworden — der war der Altest — aber ein Professor? Was hatte der, der doch gar nicht mehr so recht zu der Scholle gehörte, im Heidehof zu suchen? Trotzdem — jetzt hieß es vorsichtig sein. Erst mußte er die fünftausend Mark haben.

„Was sagen denn die Bauern dazu?"

„Wat sollen die seggen? Im Krug war er noch nich, und der Dietrich auch nich. Der is ja nu woll als Erbbauer tau vornehm, um mit den anderen an einer Bank tau sitten — oder vielleicht ist's ihm auch nicht recht, wenn da viel gefragt wird. Es gibt Dinge, auf die man nicht gern Antwort sagt."

Als Wenzel eine Stunde später wieder auf seinem Wägelchen am Heidehof vorüberfuhr, diesmal allerdings ohne haltzumachen, sah er die fremden Stadtherren an ihrem Auto, und bei ihnen — Deibel auch — das war der Benedikt!

Nun, das wollte er schon herausbekommen, was da geschehen, und — grün waren die Bauern ihm nicht. Eigentlich war Wenzel Untermann ganz zufrieden, als er heimkam. An die Lektion, die ihm der aufgeblasene Bruder heute in seinem Hochmut gegeben, sollte der noch denken.

*

Die drei Knechte und vier Mägde im Heidehofe waren keine Menschen, die viel über Dinge nachdachten, die sie nichts angingen. Außerdem war das mit Ausnahme der alten Amanda, die seit dreißig Jahren als Großmagd und gleichzeitig Köchin mit im Hause wohnte, eine Familie: der alte Hannes, seine beiden Söhne und seine drei Töchter. Der Hannes war vielleicht der einzige, der den Stolz des Erbbauern ganz verstand.

An jedem Morgen war jetzt der Benedikt der erste im Hofe und verteilte die Arbeit. Es waren genau dieselben Weisungen, die sonst der Bauer ausgegeben, und Knechte und Mägde gewöhnten sich an den Jungbauer.

Sie hatten nicht Lust, darüber nachzugrübeln, was vorher Vater und Sohn besprochen.

In Dietrich Untermann ging langsam, aber unaufhaltsam eine Wandlung vor. Was damals zum ersten Male in seiner Seele erwacht war, als er vom Bückeberg heimgekehrt und seiner Frau gegenübergetreten war, das schlug immer stärkere Wurzeln. Es kamen Stunden, in denen er stumm beobachtete, wie Benedikt, der sich mit seiner zähen Energie und seinem Pflichtgefühl schnell zurechtfand, beobachtete. Da hatte er nun doch noch einen Sohn. Einen Sohn, der seine Worte ehrte, aber der auch selbst zu denken vermochte. Einen Sohn, der einst fortsetzen wollte, was der Vater begonnen.

Wie das alles im Leben so sonderbar war! Er war nie ein Kirchengänger gewesen, der Bauer Dietrich Untermann, und hatte sich nicht viel um Glaubensdinge gekümmert. Jetzt aber — jetzt hatte der Sohn ihn fromm gemacht — dadurch, daß er ein Bauer geworden war; denn wer anders als ein gütiger, gnädiger Gott hatte ihm in den Jahren, in denen er seine Kraft erlahmen fühlte, beides beschert: den Erbhof und — diesen Erben.

*

Es war im März, als Dietrich eines Morgens zu Benedikt trat. „In drei Tagen ist eine Versammlung in Gramsche. Alle Bauern sollen dabei sein. Es wird über das Erbrecht und die Erbhöfe gesprochen. Es ist selbstverständlich, daß wir beide auch da sind."

Einen Augenblick hatte Benedikt eine finstere Miene. Bisher hatte er den Heidehof noch nicht verlassen. Ein unbestimmtes Gefühl ließ ihn sich zurückhalten. Dann aber nickte er kurz.

„Du hast recht. Wir müssen beide dabei sein."

Sinnend blieb er stehen.

„Du tust es nicht gern?"

„Darauf kommt es nicht an, aber —"

„Woran denkst du?"

„Ich möchte morgen nach Osnabrück fahren, wenn es dir recht ist."

„Zu deinem Bruder?"

In diesen ganzen Wochen hatte Benedikt niemals von Osnabrück gesprochen und nie von dem, was vergangen.

„Nein, Vater."

Nun war ein seltsam befangenes Lächeln um seinen Mund.

„Wenn es dir recht ist, will ich Maria Schulten fragen, ob sie im Heidehof Jungbäuerin werden will."

Auch das war ein Punkt, den der Vater nie mehr berührt hatte, und jetzt war er fast erschrocken. Benedikt fuhr fort:

„Sie ist hier aus der Gegend. Sie hat große Liebe zum Lande, und ich habe das Gefühl, daß sie eine tüchtige Bäuerin wird."

„Das ganz gewiß. Die Maria ist ein braves Mädchen."

Trotzdem war Dietrich Untermann unbehaglich zumute. Er hatte sich das Gesicht des Mannes, der um die hübsche Maria werben wollte, anders gedacht. Aber er sagte nicht, was er dachte, und Benedikt ging wieder an seine Bücher zurück.

Siebentes Kapitel

In den Tagen, in denen Benedikt Untermann sich zu dem Entschluß durchgerungen, sein ganzes Leben umzustellen, hatte er sehr gründlich über alles das nachgedacht, was nun seine Pflicht war, und sich vollkommen sachlich und nüchtern gewissermaßen ein Programm gemacht.

Zuerst war der kurze theoretische Kursus in Bonn gekommen, dann die Praxis unter des Vaters Leitung. Nun glaubte er sich schon so ziemlich sicher im Sattel, und jetzt kam ein weiterer Punkt seines Programms. Selbstverständlich mußte er als Erbhofbauer dafür sorgen, daß es auch nach seinem Tode weitere Erben gäbe. Er mußte also heiraten. Benedikt Untermann betrachtete alle diese Fragen, solange er sie für sich allein abwickelte, eigentlich ganz unpersönlich. Sein Verhältnis zum weiblichen Geschlecht war ja bisher das einer durch sein vollkommenes Aufgehen im Studium bedingten Interesselosigkeit gewesen. Nun also hatte er erkannt, daß er heiraten mußte, und zwar bald. Er war in die Jahre gekommen, und er mußte ja dafür sorgen, daß er auch den zukünftigen Erben des Hofes noch erziehen konnte, hatte also keine Zeit mehr, es sich lange zu überlegen. In seiner logischen Art dachte er weiter. Die Tatsache, daß er heiraten mußte, bestand; aber wen?

Wenn er bisher Damenbekanntschaften aus dem Wege gegangen war, wie sollte er jetzt solche machen? Dabei sah er täglich vor Augen, daß sein Vater in der Wahl seiner Mutter ganz entschieden nicht die richtige getroffen hatte; denn eine Bäuerin war sie nicht. Und so war es ganz natürlich, daß sich Benedikts Gedanken immer wieder auf Maria Schulten zurückfanden. Er war ganz gewiß nicht in sie verliebt. Als er sie wiedergesehen hatte, war er ja noch der Professor gewesen, der im Begriff stand, auf lange Zeit in das Ausland zu gehen. Und auch, als er sie im Dom wiedergetroffen, war nur Mitleid mit ihrem Schmerz in seinem Herzen gewesen.

Wenn Benedikt Untermann nun an sie dachte, waren es nur ganz sachliche Erwägungen. Maria Schulten war ein gesundes, kräftiges, schönes Mädchen. Maria Schulten war eine Bauerntochter und hatte den dringenden Wunsch, wieder auf das Land hinauszukommen. Sie hatte ganz entschieden das Zeug dazu, eine tüchtige Bäuerin zu werden und gesunden Kindern das Leben zu schenken. Sie stammte aus einer alten Bauernfamilie. Dabei war sie aber auch keine dumme Pute, und der jetzige Aufenthalt im Hause der gebildeten Tante hatte sie geistig noch weitergebracht. Ob er mit einem ganz ungebildeten Bauernmädel hätte leben können, das war doch die Frage.

So war Benedikt mit sich ins reine gekommen, daß Maria Schulten in erster Linie in Frage kam. Benedikt Untermann war zwar ein sehr kluger und logischer Herr, aber so ganz hatte er sich selbst doch nicht erforscht. Daß die braunen, lieben Augen der Maria ihm selbst unbewußt in diesen logischen Erwägungen eine Rolle spielten, das hätte er ganz gewiß nicht wahrhaben wollen; denn — er war ja beileibe nicht verliebt. O nein, wie wäre das möglich gewesen. Er heiratete doch nur, weil es ebenso seine Pflicht war, wie er etwa lernen mußte, das Feld zu bestellen. Er redete sich wenigstens selbst ein, daß es so wäre, auch noch, während er von Gramsche nach Osnabrück fuhr, um Maria zu fragen, ob sie seine Frau werden wolle.

(Fortsetzung folgt)

Wau-wau

Von R. Akutagawa

Die folgende Skizze, die einen aufschlußreichen Eindruck von den Problemen der japanischen Dichtung und damit des japanischen Lebens vermittelt, wurde übersetzt und bearbeitet von J. Kitajama und H. G. Rexroth.

Der Lehrer Yasukichi saß an einem Winterabend in einem dunklen Restaurant, das im zweiten Stock eines alten Hauses gelegen war. Vor sich hatte er einen Teller mit geröstetem Brot, das nach Fett roch. Die Wände des mittelgroßen Raumes zeigten Risse; an der linken Seite führte eine schmale Treppe hinunter, in halber Höhe war ein Fenster, durch das dämmeriges Licht fiel.

Yasukichi aß sein Brot, während er durch das Fenster, an dem er sich niedergelassen hatte, hinausblickte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Haus mit einem Blechdach. Im Erdgeschoß war ein Althändlerladen; vor der Tür hingen abgetragene Kleider, blaue Arbeitsjacken und braune, lange Mäntel. Diese Aussicht vermochte den Lehrer nicht von seiner trüben Stimmung zu befreien.

Er dachte an das Meeting, das an diesem Abend in der Schule stattfinden sollte. Nachdem der Vormittagsunterricht beendet war, mußte Yasukichi bis zum Abend warten, da er außerhalb der Stadt wohnte. So war er in dieses Restaurant gegangen.

Er kam oft hierher. Es lag nahe an seiner Schule. Und wenn er in irgendeiner dunklen Ecke saß, erinnerte er sich immer an ein Gedicht:

Hinter mir liegt eine weite Reise.
Mein Mittagessen war ein Braten,
Der roch so widerlich.
Ach, meine liebe Frau,
Ich sehne mich nach dir.
Wärst du doch bei mir.

Yasukichi hatte keine Frau, nach der er sich hätte sehnen können. Aber leise flüsterte er das Gedicht vor sich hin, während er sein fettes Brot aß und auf den Tröblerladen hinüberblickte.

Da kamen zwei Männer die Treppe herauf und setzten sich hinter Yasukichi an einen Tisch. Als er aus seinen Gedanken aufblickte, erkannte er in ihnen zwei Angestellte seiner Schule. Der größere der beiden war der Schulkassierer. Yasukichi war er nur dadurch bekannt, daß er jeden Monat von ihm sein Gehalt bekam. Von dem anderen wußte er nur, daß er irgendeinen Dienst in der Schule tat. Ein Lehrer war es nicht.

Die beiden verlangten eine Tasse Tee, beklagten sich dabei unfreundlich und laut und schickten das Mädchen, das ihnen die Getränke brachte, einige Male wegen einer Kleinigkeit fort. Das Mädchen gehorchte mit geduldiger Miene, eilig lief es die Treppenstufen hinauf und hinunter.

Yasukichi bestellte ebenfalls eine Tasse Tee. Auch er mußte lange warten. Aber das war kein Manael dieses Restaurants. In allen Gaststätten mußte man lange warten. Die beiden Männer sprachen laut miteinander. Yasukichi hörte nicht auf ihre Unterhaltung. Plötzlich hob er jedoch überrascht seinen Kopf. Ein Wort des Kassierers war an sein Ohr gedrungen: Wau-wau!

Yasukichi mochte keine Hunde. Als er erfahren, daß die von ihm verehrten Dichter Goethe und Strindberg auch keine Hundeliebhaber waren, fand er einen nicht geringen Trost in diesem Wissen.

Kaum hatte er das Wau-wau vernommen, als er sofort an einen der großen europäischen Hunde dachte, die häufig in Gasthäusern gehalten werden. Es war ihm unbehaglich bei dem Gedanken, daß jeden Augenblick ein solcher Hund auftauchen könnte. Aengstlich blickte er sich um, aber er konnte nichts entdecken, was einem Hunde glich.

Er sah nur, daß der Kassierer sich zum Fenster beugte und mit spöttischem Grinsen auf die Straße blickte. Also mußte der Hund dort unten sein. Er war sich seiner Sache nicht sicher. Da rief der Kassierer wieder: „Sag wau-wau! Sag doch wau-wau!"

Langsam und unauffällig drehte sich Yasukichi zum Fenster und blickte in die beginnende Dämmerung hinaus. Er sah eine noch nicht beleuchtete Laterne mit der Reklameaufschrift für Masamune-Wein. An einem Laden erblickte er einen zusammengerollten Sonnenvorhang. Auf einer alten Tonne, einem Regenfaß, lag eine Ledergamasche zum Trocknen ausgebreitet. Anscheinend hatte man sie vergessen. Unten auf der Straße sah er in eine Regenlache — aber von einem Hund konnte er nichts entdecken.

Da — als er sich schon wieder vom Fenster abwenden wollte, bemerkte er einen Betteljungen, der auf der leeren Straße stand und frierend zu dem Fenster des Restaurants hinaufsah. Er mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Er war bestimmt nicht älter.

„Sag doch wau-wau!" rief die Stimme des Kassierers wieder hinter Yasukichi. Eine magische Kraft schien in diesem Wort zu liegen; wie gebannt trat der Bettler einige Schritte näher und richtete gleich einem Hypnotisierten den Blick nach oben. Jetzt verstand Yasukichi endlich. Ein böses Spiel, dachte er ... ein böses Spiel!

Aber war es auch wirklich ein böses Spiel? besann er sich und blickte nachdenklich auf den Bettler. Vielleicht war es nur ein Experiment? Vielleicht wollte der Kassierer sehen, wann der Mensch, im Hunger, seinen Stolz vergißt?

Aber Yasukichi empörte sich gegen einen solchen Versuch. Man brauchte zu dieser Feststellung kein Experiment mehr. Esau, sagte er sich, verkaufte sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht — und er war Lehrer, ein armer Lehrer geworden. Auch er hatte sich um ein geröstetes Brot und ein schlechtes Stück Fleisch verkauft. Das genügte ihm als Beweis.

Dieser „Experimentalpsychologe" jedoch schien nicht damit zufrieden zu sein. Dann galt eben „de gustibus non est disputandum". (Dieser Satz stand in dem Lesestück, das er am Morgen mit seinen Schülern besprochen hatte.) Jeder nach seinem Geschmack. Wenn der Kassierer noch weiter experimentieren will, dachte Yasukichi, dann soll er es tun, und er blickte wieder auf die Straße.

Eine Weile schwieg der Kassierer. Der Bettler drehte sich ängstlich nach allen Seiten um. Er schien sich nicht mehr dagegen zu wehren, wie ein Hund zu bellen. Aber vor den Augen anderer Leute mochte es ihm unangenehm sein. Die Straße war leer an diesem Winterabend. Mit gerötetem Gesicht sah der Kassierer hinab und winkte dem Jungen zu — in seiner Hand hielt er etwas verborgen.

Er beugte sich wieder aus dem Fenster und rief: „Sag wau-wau, dann gebe ich Dir das hier!"

Den Bettler ergriff eine Erregung. In seinem Gesicht zuckte es. Gierig sah er auf die Faust des Kassierers.

Yasukichi hatte immer ein gewisses romantisches Gefühl für die Bettler. Mitleid jedoch kannte er nicht.

Aber jetzt regte sich in ihm doch ein Empfinden, das ihm beinahe die Tränen in die Augen trieb. Der Bettler stand hochaufgerichtet da und starrte mit glänzenden Augen herauf. Ohne jede Berechnung oder Ueberlegung drängte sich Yasukichi ein Mitempfinden auf.

„Sag wau-wau", rief der Kassierer ungeduldig, „ich sage es jetzt zum letzten Male!"

Der Bettler verzog sein Gesicht. „Wau", sagte er leise, so daß es wie ein Flüstern des Windes klang.